

Unterhaltungsblatt



Erkämpft.

Roman von Klara Löffler, Stuttgart.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit eilte. Mit aufrichtigem Bedauern sahen die drei, daß sie zum Bahnhof aufbrechen mußten.

„Besuche uns doch einmal, Dora,“ bat Renate die Freundin, als sie sich zum letztenmal die Hände schüttelten.

„Es geht jetzt nicht, Reni... Aber, wenn du noch vier Wochen in dem kleinen Bergnest bleibst, mache ich mich in der letzten Woche zwei Tage frei und komme hinauf. Früher kann ich nicht.“

Renate wußte es selbst nicht mehr, als sie im Zug saß, wie sie dazu kam, dem Oberleutnant zu sagen: „Wenn es Ihre Zeit erlaubt, Herr von Hallberg, würde sich Mama sicher sehr freuen, in unserer Einsamkeit einen alten, lieben Freund begrüßen zu dürfen.“

Der ausleuchtende Blick seiner grauen Augen ließ sie nicht mehr los.

In den folgenden Tagen war Renate von nervöser Unruhe erfüllt.

Ramen ein paar Wanderer herauf, wünschte sie, daß der Oberleutnant nicht unter ihnen sein sollte, und traf dies wirklich zu, mußte sie sich doch eine leise Enttäuschung eingestehen.

Weshalb dachte sie eigentlich so viel an ihn? Er war ihr doch nicht mehr als der gute Freund, der er ihr immer gewesen. Sie wollte ihm keinen anderen Platz geben, sie gehörte der Kunst, und keine andere Liebe sollte Raum in ihrem Herzen finden. Sie mußte frei bleiben, um ganz auf die Höhe kommen zu können. War sie ehrgeizig und ruhm-süchtig? Nein, nein. Ihr ganzes Wesen drängte nach dem Schöpfen und Geben aus der Tiefe der Kunst... Was war Liebe dagegen? Nein, sie würde den Tausch nicht eingehen, und wenn die Augen des Werben den noch so innig flecten.

Als Renate an einem der nächsten schönen Tage, von einem kleinen Gang kommend, in das gemütliche Haus tritt, war der erste, der ihr begegnete, Hallberg. „Grüß Sie Gott, Fräulein Lohrer!... Ja, ich bin's. Sie sehen mich so verwundert an. Es drängte mich, mein Versprechen einzulösen. Raum hatte ich mir den Staub von den Füßen geschüttelt, hatte ich schon das Vergnügen, Ihre Frau Mama begrüßen zu dürfen.“

„Und wie lange werden Sie bleiben, Herr von Hallberg?“

Ein leises Lachen erhellte seine ernsten, männlichen Züge.

„Wie soll ich nun das verstehen, Fräulein Renate? ... Wollen Sie mich gerne ein paar Tage hier oben behalten, oder ist es Ihnen lieber, wenn ich bald wieder gehe?“

„Ach, diese dumme Rote! Renate ärgerte sich über sich selbst. Gewiß stand sie jetzt vor ihm wie ein verlegener Bäckfisch. Wo blieb denn ihre Selbstbeherrschung, auf die sie stets so stolz gewesen?“

Erleichtert hörte sie den Klang der Glöde, die zu Tische rief.

Mit einer kurzen Entschuldigung eilte sie noch einen Augenblick hinauf in ihr Zimmer.

Die Geheimrätin erzählte der Tochter voll Freude von dem Besuch Hallbergs.

„Ich weiß schon, daß er da ist, Mama. Ich traf ihn im Vorraum.“

„Ich freue mich wirklich, ihn hier zu sehen... Kommst du gleich nach? ... Ich gehe inzwischen hinunter, um mit Hallberg noch ein paar Worte vor Tisch zu verplaudern.“

„Ja, geh nur, Mama... Ich will geschwind noch mein Haar frisch aufsteden.“

Energisch strich sie mit der Bürste über die braune Lockenfülle.

Ein leichter Troß lag auf dem feinen Gesicht, das Renate der Spiegel zeigte.

„Nein, nein! Ich will nicht!“ rief sie sich selbst und dem pochenden Herzen zu.

Die Geheimrätin ließ den Kaffee in den Garten servieren, und lud den Oberleutnant ein, mit ihnen zu trinken.

„Ich freue mich wirklich, Herr von Hallberg, daß Sie die Landwirtschaftliche Ausstellung nach Zürich gelockt. Wäre das unvermutete Zusammentreffen mit Renate nicht gewesen, hätten wir kaum einmal einen solchen lieben Freund bei uns oben gesehen.“

„Zürich war eigentlich nur der Absteher einer zehntägigen Schweizerreise. Ich hörte von der Ausstellung dort; eine neue Art von Dampfspinnerei interessierte mich. Jetzt bereue ich es doppelt nicht, daß mich der Weg dorthin geführt hat.“

Frau von Lohrer fühlte sich durch die Gegenwart des alten Bekannten lebhaft angeregt. Begeistert schilderte sie die Schönheiten ihrer Umgebung. Schließlich forderte sie Renate auf, den morgigen Vormittag doch mit Herrn von Hallberg zu einem Gang auf die obere Sennhütte, von der die Aussicht eine herrliche sei, zu benutzen.

„Ich weiß nicht, Mama,“ zögerte Renate. „Herr von Hallberg möchte vielleicht die paar Tage seines Hierseins lieber zum Ausruhen benutzen.“



Von unseren Verbündeten:
Eine türkische Flieger-Abwehr-Batterie in Feuerbereitschaft.

(Phot.: Rich. Spelling, Berlin.)

„Aber gewiß nicht, Fräulein Lohrer. Ich würde mich herzlich freuen, wenn Sie mir ein paar Stunden zu einem kleinen Ausflug in die Bergwelt schenken wollten.“

So blieb Renate nichts anderes übrig, wenn sie nicht unhöflich erscheinen wollte, als die Zeit des Aufbruches am anderen Morgen zu bestimmen.

Noch während des ganzen Abends hoffte sie heimlich auf schlechtes Wetter, doch der nächtliche Sternenhimmel spannte sich so klar über den Bergen, daß auch der schlechteste Wetterprophet schönes Wetter für den kommenden Tag voraussagen konnte.

Und wirklich brach der Morgen in strahlender Frische an.

Der Tau funkelte und blühte schillernd im Grase, als Renate am frühen Morgen aus dem Fenster schaute.

An dem Halsausschnitt ihrer einfachen weißen Hemdbluse steckte eine weinrote Schleife, die dem schönen Antlitz einen weichen, warmen Schimmer gab.

Voll unbewußter Zärtlichkeit hingen Hallbergs Augen an der schlanken, graziösen Erscheinung, als sie ihm entgegentrat.

„Der Himmel ist uns gnädig gesinnt, Fräulein Lohrer. Schauen Sie nur, wie herrlich die Sonne lacht!“

Die Geheimrätin winkte den beiden rüstig aufwärts steigenden Wandernern fröhlich zu, bis sie ihren Blicken entschwanden.

In bunter Pracht leuchteten die Bergwiesen.

Süß und schwer lag der Duft der Blumen und getrockneten Grases in der Luft. Ab und zu empfanden die beiden an den felsigen Hängen in der Ferne flüchtig jagende Gensfen, und über ihnen im sonnigen Aether zogen Raubvögel ihre Kreise in den Lüften.

Jetzt nahm sie das Schweigen des Hochwaldes auf.

„Hier hat man das Gefühl, als ob das Leben ein einziger Feiertag wäre. Ist es nicht so, Herr von Hallberg? ... Man kommt sich inmitten dieser Berge so unbedeutend und klein vor und beugt sich im Geiste vor der Gottheit, die dies alles geschaffen.“

„Ja, was ist Menschenwert gegen diese Gebilde, die Jahrtausende stehen und nicht wanken!“ Sinnend schaute Hallberg ins Weite. „Ich liebe die Berge über alle Maßen. Jeden Sommer packt mich die Sehnsucht nach ihrem Anblick und läßt mich nimmer, bis ich sie vor Augen sehe. Hoch droben in den Alpen fühle ich mich als freien und vielleicht auch glücklichen Menschen. Dort kann man seine Wünsche vergessen lernen. Menschenhoffnungen sind ja so vergänglich und so trügerisch.“

Wie bitter das klang!

„So redet kein glücklicher Mensch, Herr von Hallberg.“

„Glücklich? ... Ja, was heißt es, glücklich zu sein, Fräulein Lohrer? Ich habe Stunden, wo ich glaube, dies wirklich sagen zu können, aber die Erkenntnis kommt doch immer wieder, daß an Stelle dieses Wortes ein anderes gehört: zu f r i e d e n.“

„Sie hätten sollen Offizier bleiben, Herr Oberleutnant.“

„Das ist es nicht, Fräulein Renate. Wohl war ich mit Leib und Seele Offizier, und es wurde mir nicht leicht, des Königs Rock auszuziehen. Aber das ist längst überwunden, jetzt wühle ich ebenso tief in meinem neuen Beruf. Es ist ein eigenes und stolzes Bewußtsein, auf der Scholle seiner Vorfahren weiterbauen und arbeiten zu dürfen. Aber zum Glück, da fehlt mir etwas Unerfessliches.“

Hastig brach er ab. Eine Zeitlang schritten sie stumm weiter, jedes den eigenen Gedanken und Wünschen nachhängend.

Das Brausen eines in der Nähe in die Schlucht stürzenden Gebirgsbaches erfüllte die Luft. Renate wartete, bis man das Fallen der Wassermaßen nur noch aus der Ferne hörte, und griff dann klopfenden Herzens das abgebrochene Gespräch wieder auf: „Und warum wollen Sie es mit nicht sagen, Herr von Hallberg, was Ihnen fehlt zum Glückseligkeit?“

Mit prüfender Hast überflog sein Blick das schöne, ruhige Antlitz seiner Begleiterin. Nein, aus diesen stolzen, beherrschten Zügen konnte er nichts lesen und hoffen.

Welche Niesenanstrengung es Renate kostete, um äußerlich gefaßt zu bleiben, ahnte Hallberg ja nicht, so klang seine Antwort fast hart und gequält: „Warum ich es Ihnen nicht sage, Renate? ... Weil Sie mir schon einmal das genommen, was ich mir als größtes Glück geträumt.“

Ein schwerer, weicher Blick traf den Oberleutnant. Wie weh mußte sie ihm damals getan haben. Sie überdachte blühschnell die Vergangenheit. Sah die Kämpfe um ihr Streben und Ringen und die Triumphe am Ziel. Was war das Größere: die Kunst oder die Liebe?

Hallberg war gänzlich verstummt. Alles wühlte diese Unterredung wieder auf in seinem Innersten. Mit jäher Gewalt erfaßte ihn die alte, tiefe Liebe zu Renate. Warum wollte sie ihm nicht angehören? Noch einmal fragen konnte er sie nicht, er hätte es nicht ertragen, wieder eine Abweisung hinnehmen zu müssen. Lieber schweigen und weiter leiden unter der bittersten Entsagung seines Lebens ...

Der Wind harfte in den Zweigen der Kronen der Bäume. Goldene Sonnenstrahlen zitterten durch die Zweige und spielten auf dem moosigen Grunde. Vögel sangen und trugen ihre Lieder in die Lüfte. Die Welt war so wunderschön.

Leise und süß umfaßte Renate ein nie gekanntes Gefühl. War das das Glück: die Liebe?

Flüchtig schloß sie die schönen, dunklen Augen und fragte dann stoßend in lieblicher, verwirrter Anmut: „Und wenn ich Ihnen jetzt das geben könnte, Herr von Hallberg, was Sie einmal vergeblich von mir gehofft, würden Sie dann wirklich glücklich sein?“

„Renate!“ In dem einzigen Aufschrei seiner Seele lag alles Herbe der Vergangenheit und das grenzenlose Glück dieses Augenblicks.

Zitternd stand sie vor ihm, und stürmisch riß Hallberg das schlante, bebende Mädchen in seine Arme: „Renate! ... So ist es wahr ... du ... du kommst zu mir?“

„Ja, Erich, ich komme.“

„O du, wie will ich dir diese Stunde danken! ... Deinem Verufe willst du um meinetwillen entsagen?“

Voll Liebe senkten sich ihre dunklen, schimmernden Augen in seinen innigen Blick: „Du gibst mir deine Liebe dafür, Erich ... und jetzt weiß ich, daß sie das Größte und das Schönste: das Glück für mich ist.“

„Wie haben wir beide gelitten und gekämpft, Reni, um ans Ziel zu kommen!“

Im Schweigen des Hochwaldes schritt das Glück und die Liebe Seite an Seite dem Gipfel des Berges, der Höhe zu.

E n d e .



Wie der Einödhöfer Toni seinen „Heimatsurlaub“ anfing.

Von Unteroffizier Paul Wienold.

(Nachdruck verboten.)

Der Einödhöfer Toni durfte auf Urlaub fahren. Herrgott, war das eine Freude! Lang über ein Jahr war er schon nimmer daheim gewesen. Es war viel geschehen in der Zeit, sehr viel Trauriges war geschehen. Der Vater war gestorben, und die Mutter hatte mit der Haus- und Feldwirtschaft alleweil viel Mühe und Plage. Sie war doch mit ihren sechzig Jahren auch nicht mehr die Jüngste. Die Annamiel, des Schwannewirts Tochter, die er später als sein Eheweib hatte heimführen wollen, war ihm untreu geworden und hatte einen Grünrock, einen Jäger, geheiratet, der ihr besser gefallen hatte. Na, das hatte er gottlob überwunden. Anfangs war es ihm zwar hart angekommen, daß ihn die Annamiel verschmäht hatte, aber dann hatte er sich getrostet. Dem Neuhuberfranzl seine Rest hatte es ebenso gemacht. Der Neuhuberfranzl hatte gelacht und gesagt: „Toni, jubel, jetzt san mir allweil wieder Junggesellen.“ Ueberhaupt trägt sich auch ein Leib zu zweien viel besser als wie allein. Doch das nur so nebenbei. —

Also der Toni sah im vollbesetzten Urlauberzug und fuhr heimwärts. Was wohl sein altes Mutterl für Augen machen würde, wenn er so plötzlich dahergeschnelt käm! Er hatte ihr gar nichts geschrieben von seinem Kommen und wollte sie überraschen. Wie langsam doch eigentlich der Zug fuhr, trotzdem Fluren und Bäume draußen an den Fenstern nur so vorüberflogen, wenn man hinauschaute.

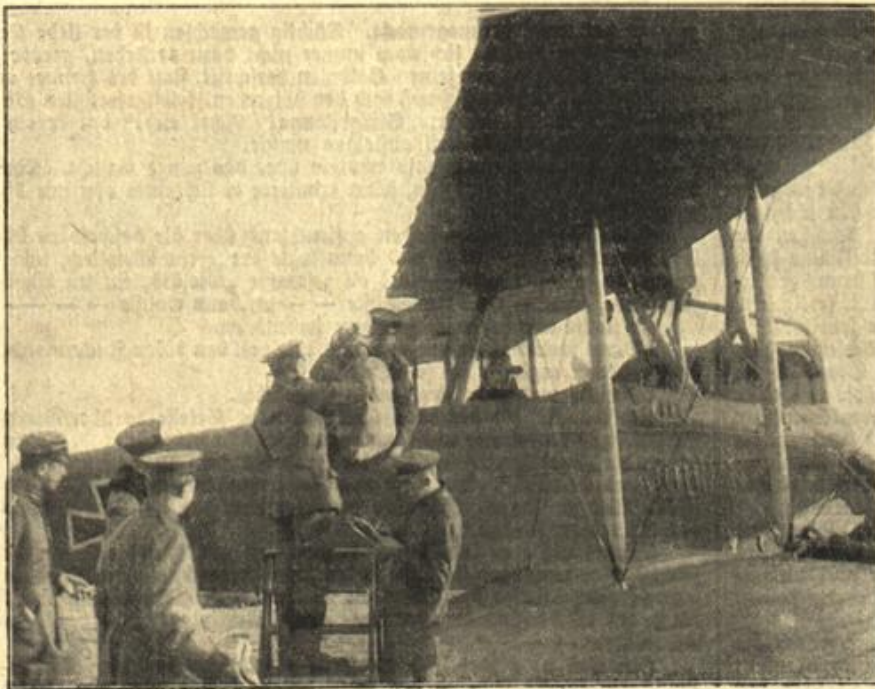
Von der Westfront durch Belgien ging die Fahrt. „Hier ist alleweil so viel Flachland und gar keine Berg“, murmelte der Toni vor sich hin. „Da lob' ich mir mein' Heimat, die ist doch tausendmal schöner.“ Die Berge, den Tannenwald, den Wildbach. Er sah alles ganz deutlich an seinem inneren Auge vorüberziehen.

Nach einer ihm unendlich lang dünkenden Fahrt kam der Zug endlich in München an. Nun war er bald daheim. Nur noch drei Stunden hatte er mit der Bahn zu fahren und noch zwei Stunden zu Fuß zu laufen. Das bedeutete für ihn, der aus Frankreich kam, nicht mehr weit. —

„Lechbrud! — Lechbrud!“ rief der Schaffner. Aus einem Abteil stieg ein vollbepackter Soldat und schritt durch die Bahnsperrle leicht die menschenleere Straße hinab, die nach ... ich will lieber den Ort nicht verraten, wohin die Straße führte. Es war der Einödhöfer Toni. Tief hob und senkte sich seine Brust. Er war daheim, er atmete Heimatluft, köstliche Heimatluft. Ein wonniges Gefühl des Geborgenseins überkam ihn. Hier war kein Krieg; Friede, tiefer Friede herrschte hier. Alles kam ihm so wohlbekannt, so traulich vor. Rüstig schritt er auf der Bergstraße fürbakh. Der Mond kam eben hinter dem Wald hervorgeguckt. So gegen elf Uhr würde er daheim sein. Vielerlei Gedanken stürmten auf ihn ein. Auf dieser Straße war er schon als kleiner Bub gegangen, wenn er mal mit seiner Mutter nach Lechbrud zum Markt gehen durfte. Hier war er auch gegangen, als er fort mußte in den Krieg. Und mit schwerem Herzen war er damals eigentlich fortgegangen. Der Vater tränkete schon damals. Nun dachte ihn schon fast ein Jahr die kühle Erde. Wenn er auch manchmal ein Starrkopf gewesen war, sein Vater, das sind ja die meisten Bauern in den weltverlassenen Gegenden, gegen ihn, den Toni, war er immer gut gewesen. Damals, als er fortging, hatte ihm der Vater zum Abschied die Hand gedrückt und hatte gesagt: „Mach dei' Sach' gut, Toni!“

Er hatte das Wort nie vergessen können. Na, daß er sein Sach' gut gemacht hatte, zeigte ja das schwarz-weiße Bändchen, das er stolz im Knopfloch trug. Ja, er war stolz darauf. Er hatte es sich bei einem Patrouillengang verdient, von dem er einen Franzosen als Gefangenen mitgebracht hatte.

Ganz in seine Gedanken versunken, schritt er dahin. Er war in den Bergwald gekommen. Ein Häselein, das über den Weg huschte, schreckte ihn auf. Wie würzig die Luft war und wie rein ... Dort bog schon die Straße um. Nun war er gleich auf heimatischer Flur. Immer schneller schritt er aus. Es war, als wenn er Flügel bekommen hätte. Eine brennende Unruhe hatte ihn erfaßt, eine Begierde, endlich sein Vaterhaus wiederzusehen und die liebe Stimme seines alten Mutterleins zu hören. Der Wald lichtete sich, und nun schritt er zwischen den gesegneten Fluren dahin. Die reifen Aebren schwankten leise im Winde, und der dunkle Tannenwald tauchte dazu sein geheimnisvolles Lieb. Der Roggenschnitt war schon bald zu Ende. Ob der alte Aaver, der Knecht auf dem Einödhöfe, den die Sicht immer so sehr plagte, und sein Mutterl auch schon den Roggen geschnitten hatten? Na, er würde es ja in wenigen Minuten sehen, er war ja gleich auf dem Acker seiner Väter. In der Ferne konnte er schon im hellen Mondschein den Kirchturm seines Heimatdörfleins erkennen. Wie ein Wahrzeichen ragte er in den Himmel hinein. Da war ja auch das Roggenfeld und noch nicht geschnitten war der Roggen auch? Prüfend ließ er die reifen Aebren durch seine Finger gleiten, und leise murmelte er: „Döchste Zeit wird's, der Roggen ist



Vom deutschen Flug-Dienst:
Die erste deutsche Flugpost in der Ukraine,
Verladen von Briefsäcken in das Flugzeug.



Das von deutschen Soldaten errichtete
Denkmal im Heldenfriedhof in Billy
an den Cotes Lorraines.

alleweil todreif.“ Und plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wie wär's, wenn er den Roggen jetzt in der Nacht noch schnitt? Hatten sie es früher als junge Burschen nicht auch so gemacht? Da hatten sie immer der Wafenbauerngetreide, die so schwer krank war, das Getreide während der Nacht geschnitten. Warum sollte er es nicht auch für sein altes Mutterland tun? Der Gedanke ließ ihn nimmer los, und er beschloß, ihn in die Tat um-

zusetzen. Immer näher kam er seinem Vaterhause. Wie ruhig und friedlich lag es da im Mondenschein. Die Linde, die am Hausgiebel stand, rauschte leise. Ein Rind im Stall brummte melancholisch. Es klang wie die Stimme der braunen Bleh. Sie hatte gewiß gefalbt und verlangte nach dem Kälbchen. Er drückte auf die Torflinte. Das Tor gab nach, aber da fing auch schon der Tyras, der Hofhund, mächtig an zu knurren.



Von der deutschen Kriegsmarine:
Auf der Kommandobrücke eines Torpedobootes während einer nächtlichen Aufklärungsfahrt in der Nordsee.
(Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstadt.)

Er witterte den Eindringling. Toni schnalzte ein wenig mit der Zunge, und das Knurren verwandelte sich in ein freudiges Winseln. Tyras hatte den Hausbewohner erkannt. Leise schlich sich Toni über den Hof, nach der Ecke, wo die Erntegeräte aufbewahrt wurden. Leise legte er seinen Tornister und sein Gepäck ab. Auch seinen Rock zog er aus. Dann nahm er eine frischgebengelte Sense und machte sich ebenso leise, wie er gekommen war, wieder aus dem Staube.

Als er draußen vor dem Tore stand, atmete er auf. So, das hatte geklappt. Nun kam noch die Ausführung seines Planes. Ein tüchtiges Stück Arbeit stand ihm noch bevor. Bald stand er wieder draußen vor dem Aehrenfeld, und hell klang die Sense, wie sie durch die Halme fuhr. Vom Kirchturm schlug es zwölf Uhr. Toni überlegte. Wenn er sich fleißig dazuhalt, konnte er früh um fünf Uhr mit dem Schnitt fertig sein. Wie froh und leicht war es ihm doch zumute. Wie würde sein Mutterl morgen früh erstaunen, wenn er, mit der Sense auf der Achsel, plötzlich zum Tor hereinkäme. Der Schweiß strömte ihm aus allen Poren ob der etwas ungewohnt gewordenen Arbeit. Aber unentwegt mähte er weiter. Die Nacht verging ihm wie im Fluge, und als es früh vom Kirchturm fünf Uhr schlug, hatte der Toni die letzte Mahd beendet und machte sich auf den Heimweg. Er war gar nicht müde und trällerte ein Schnitterliedchen vor sich hin. Er hatte ein gutes Werk getan, darum war es ihm auch so froh und leicht ums Herz.

Als er zum Hofstor hineintrat, sah er eben in der Ecke, wo er seine Sachen niedergelegt hatte, den alten Kaver stehen und verwundert den alten, grauen Kopf schütteln. Dessen Gesicht wurde aber noch viel erstaunter, als ihm der Toni auf die Schulter klopfte und mit einem hellen: „Grüß dich Gott, Kaver!“ begrüßte.

Der Wortwechsel hatte auch sein Mutterl vor die Türe gelockt, die nun ihrerseits die Hände zusammenschlug und mit einem lauten: „Jesus, Marand und Joseph!“ in jugendlicher Lebhaftigkeit über den Hof kam und ihren lieben Buben umarmte.

„Mein Bub, mein lieber Bub,“ waren immer wieder ihre Worte... Von dem Glück und der Wiedersehensfreude der drei will ich nichts weiter erzählen, das kann sich jeder Leser selber weiter ausmalen.



Eine Heimkehr.

Kriegsstizze aus dem Kinderleben von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Ich kam aus einer der engen, winkligen Gassen des altertümlichen Rheinstädtchens auf den von spitzgiebeligen Häusern umfriedeten Marktplatz. Da marschierten mir, immer zwei und zwei zusammen schreitend, eine Anzahl rheinischer „Dreikäfische“ entgegen, um „Kriegsches“ und „Soldatsches“ zu spielen.

Das noch nicht vierjährige Söhnchen meines im Westen kämpfenden Nachbarn, der kleine Walter, ist auch dabei. Er ist sogar der Kommandant der Truppe, der sich auch einige kleine Mädchen angeschlossen haben. Er hat sich im letzten Jahr, währenddessen ihn sein Vater nicht mehr

gegeben hat, recht herausgemacht. Tüchtig gewachsen ist der liebe Kerl, nur die Beine wollten sich noch immer nicht dazu verstehen, gerade zu werden. Wie er da vor seinen Soldaten hertritt, statt des Helmes eine Tüte auf dem blonden Schopf, und den hölzernen, selbstgefertigten Säbel schwingend, kommandierte: „Stillgestanne! Rührt eich!“ bot er ein so köstliches Bild, daß ich hell auflachen mußte.

Nun erst sah er mich und errötete über das ganze Gesicht. Einige Augenblicke stand er verlegen, dann erinnerte er sich eines von mir öfter ausgesprochenen Wunsches.

Seine blauen Augen flogen aufleuchtend über die bescheidene Auslage der nahen Konditorei, und dann sagte er: „Frau Weiskirch, mir — mir sollte so och emol — emol all zesamme „Die Vöglein im Walde“ singe, un dann — un dann wollste — un dann wollste — — —“

Er stockte und sah mich geradezu stehend an.

„Dann wollste ich jedem von euch eine von den dicken Zuckermanteln da schenken,“ ergänzte ich seine Rede.

Er nickte mehrmals strahlenden Angesichts.

Ich wartete, bis der eben über das nahe Geleise vorüberatternde Personenzug vorbei war und sagte dann: „Also schön: stellt euch, während ich in die Konditorei gehe, um die Zuckermanteln zu kaufen, schön in Reih' und Glied auf. Wenn ich aus dem Laden komme, beginnt ihr das schöne Lied zu singen. Ich bitte mir aber aus, daß du, kleiner Walter, den Takt dazu schlägst.“

Wieder nickte er leuchtenden Auges, und mit ihm die Kameraden. Als ich, eine umfangreiche Tüte in der Hand tragend, aus der Konditorei trat, schwang Walter den Säbel als Taktstock, und gleich darauf klangen die hellen Kinderstimmen über den stillen Marktplatz: „Ich hatt' einen Kameraden — — —“

Hier und da öffnete sich ein Fenster und ein Lauscher oder eine Lauscherin streckte lächelnd den Kopf heraus. Ehe noch das „Gloria, Viktoria“ verhallt war, kam ein hochgewachsener, braun gebrannter Landsturmann aus einer Seitengasse hervor und blieb wie angewurzelt stehen. In seinem Gesicht zuckte und zitterte es von tiefer Ergriffenheit. Sein Gewehr hatte er auf die Erde gestellt und die Hände wie betend über der Waffe gefaltet.

Jetzt sahen ihn auch die Kinder und schauten, während sie sangen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n“ zu dem Krieger hin. Auch der kleine Walter.

Wöllich ließ er den hocherhobenen Säbel sinken, und seine Augen wurden groß und immer größer in dem erblässenden Gesicht. Langsam, mit zögernden Schritten, als ob ihm das Gehen schwer würde, ging er auf den noch immer stumm und versunken dastehenden Landsturmann zu. Und dann redete er auf einmal die Arme zu ihm empor und schrie mit erschütternder Stimme: „Vatter! Vatterche! Mei Vatterche!“

Und da hielt ihn auch schon der Landsturmann am Herzen und stammelte unter vielen Küßen, unter Lachen und Weinen: „Jo, bis dau et dann werklisch, mei Walterche? Wat bis dau for en gruffer Jong worn, for en strammer Borsch! Nā, nā, e su en gruffer Borsch is mei Walterche worn! Awwer naun komm schwinn heim bei de Mutter!“

Fort schritten die glückseligen Zwei und ich verteilte meine Zuckermanteln an die still gewordenen kleinen Sänger.

Allerlei.

Problem: „Der Buchhalter.“



Man liest nach dem im Kalenderblock liegenden Schlüssel erst in der 2., dann in der 1. Zeile von jeder Buchstabengruppe je den 1., 3., 2., 4. Buchstaben, und erhält dann die Lösung.

Synonym.

Ein Glückchen nennt die das Wort, es mündet in den Rhein. O, welche Freude, wenn das Wort erst ganz wird unser sein!

Bilderrätsel.



Umstell-Worträtsel.

Es hat ein jeder Mensch das Wort, heut schlecht und morgen gut; Erfreut das eine uns das Herz, Bringt's andre uns in Wut. Vertausch die Selbstlaute darin, So wird daraus sofort Ein deutscher Mann, der hinterließ Manch köstlich Dichterwort.

Suchbild.



Welches Sprichwort bedeutet dieses Bild?

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

- Schachaufgabe:**
1. f2—e2 d4—e2: oder e3—d2
2. d5—f4+
B) 1. — — — beliebig sonst
2. d5—e3: +
C) 1. — — — f5—g5
2. f5—e3: +

Bilder-Rätsel:
Nicht Reichtum und Macht, sondern Zufriedenheit macht glücklich.

Wort-Rätsel:
Rentier — Rentier.

Suchbild:
Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen.